

sehr gern ab, auch gegeneinander (in unserer Gemeinde z. B. gelang es nur für ein paar Jahre, die sieben Kreise wenigstens einmal im Jahr zusammenzuführen!), und vor allem bieten sie überhaupt keine Gewähr für Kontinuität: die nächste Generation gruppiert sich wieder ganz neu. — Die von manchen als Vorbild hingestellten *Studentengemeinden* haben samt und sonders eine Entwicklung durchgemacht (bis hin zum Zerfall), nicht zuletzt durch die fast zwangsläufige Politisierung, die kaum zur Nachahmung reizen dürfte. — Was schließlich die konstant wiederholte Behauptung anbetrifft, die *Hausmessen* seien eine besonders hoffnungsvolle Entdeckung, und sie ergäben viel für die Verlebendigung des Großgottesdienstes (so auch im Pastorale, S. 63), so übersieht man, daß sie zum ersten viel zu sporadisch stattfinden (und des öftern gar nicht mehr besonders gefragt sind, z. B. in der Jugend), und daß sofort eine große Verlegenheit für den Fall einer gewissen Regelmäßigkeit entsteht, nämlich die Frage, wo denn die Vorsteher dieser Feiern herzuholen sind, solange zu diesem Amt nur der geweihte Priester befugt ist — vor allem aber vergißt man, daß der Großgottesdienst unter dem „Gesetz der großen Zahl“ steht, das die meisten Übertragungen aus dem kleinen Raum nicht zuläßt.

Heinz Robert Schlette

Eine Karikatur der Gemeintheologie

In 60–70 Zeilen die *Unrichtigkeiten des Aufsatzes von Schilling* in der angemessenen Form zu diskutieren, ist nicht möglich. M. E. geht Schillings Kritik an der Gemeintheologie Rahners, Klostermanns und anderer in einer Weise, die ernste Zweifel an der wissenschaftlichen Objektivität von Professoren erweckt, an der Sache vorbei. Was Schilling kritisiert, mag für vereinzelte, höchst problematische Experimente in München und anderswo zutreffen; es ist jedoch unfaßbar, wie Schilling dazu kommt, mit seinen Thesen jenen Autoren Meinungen und Absichten

zu unterstellen, die man bei ihnen vergeblich sucht. Leider entbehrt sein Beitrag auch im Detail nicht einer bedauernswerten Polemik, so wenn er z. B. „militärische Metaphern“ bei Rahner als Indiz für „militante Züge“ in dessen Theologie wertet; angesichts des in jeder AT- und NT-Konkordanz nachzuschlagenden „Befundes“ entsprechender Analogien kann eine solche Kritik nur als geschmacklos empfunden werden. Mit der Exegese nimmt Schilling es ohnehin nicht sehr genau; wie könnte er sonst die gegenwärtige Situation der Kirche mit einem Verweis auf „Pred 3,6“ illustrieren? Bibelzitate werden so zu bloßer Ornamentik, austauschbar durch Sätze von wem auch immer. Nicht also die Qualität des Aufsatzes von Schilling hat mich veranlaßt, der Bitte der Redaktion um eine Äußerung nachzukommen, sondern der Eindruck, daß hier das Werk bedeutender Theologen karikiert und daß eine fragwürdige kirchensoziologische Status-quo-Beschreibung an die Stelle von Theologie gerückt wird. Auch Schillings „Entscheidungskriterium“, in dessen Formulierung das Wort „Evangelium“ zwar vorkommt, kann diesen Eindruck nicht überzeugend widerlegen. Die vier Fragen der Redaktion kann ich hier nur in wenigen Sätzen beantworten (die in Anbetracht des Umfangs von Schillings Beitrag notgedrungen als schlecht begründet erscheinen müssen):

Zu 1: „Gemeindekirche“ muß selbstverständlich „offene Kirche“ sein. Das Wort „offen“ hat nicht zufällig semantisch und psychologisch ein positives Assoziationsfeld: „Offene Gesellschaft“ (Popper), „offener Tempel“ (Mensching), „Weltoffenheit“ (Scheler, vgl. auch bereits A. Auer: „Weltoffener Christ“). Eine „geschlossene Gemeinde“ wäre — selbst als „integrierte“ — noch schlechter als eine „geschlossene Gesellschaft“. Gerade die sog. Volkskirche erscheint oft als das Gegenteil einer „geöffneten“ Kirche. Jedenfalls darf — gemessen an der Sache Jesu, doch auch an Theorie und Anspruch der Kirchen — der Status der „Volkskirche“ nicht zur Norm erhoben werden — eine Tendenz, die manche unter dem Vorwand der Demokratisierung der Kirche und mit den Mitteln jener Soziologie (vgl. Schmidtchen) zu verfolgen scheinen.

Zu 2: Die „Gemeinde“ hat genaugenommen

überhaupt keine Forderungen an ihre „Mitglieder“ (früher sagte man: „Glieder“ – membra) zu stellen, vielmehr sind in der Gemeinde die *Forderungen Jesu* ungeschmälert präsent zu halten und von jedem einzelnen Christen im Maße des ihm Möglichen zu realisieren.

Zu 3: Sofern diese Frage die von Schilling kritisierten Theologen betrifft (und nicht gewisse Einzelexperimente und Sonderideologien), antworte ich mit Nein. Eher schon erscheint mir die gegenwärtige *Groß- oder Volkskirche* als *sektenhaft* (was selbst Schilling zuzugeben geneigt ist), nicht jedoch als „elitär“.

Zu 4: Hier wäre eine ganze *Reihe von Problemen* zu nennen; ich verweise lediglich auf folgende: das überkommene katholisch-dogmatische Priester- (und Amts-)Verständnis; die theologische und intellektuelle Situation in den Gemeinden; das Überwiegen des bürgerlichen Moments; die einseitige parteipolitische Orientierung; schließlich Recht und Grenzen, Ursachen und Folgen der „partiellen Identifikation“ mit der „Kirche“, welches Stichwort, wie Schilling bekannt sein wird, von Rahner und Metz in die neuere Diskussion eingebracht wurde.

Karl Thöne

Volkskirche, aber mit Gemeindebildung

Zu 1: Kirche ist dem Wesen nach und in ihrer Verwirklichung: Gott bei den Menschen und die Menschen bei Gott in Christus Jesus, konkret durch die Apostel und ihre Nachfolger, in Gottes Wort und Sakrament, durch Gottes Geist, *für alle Menschen und für jeden einzelnen*. Kirche ist für alle da, es darf niemand ausgeschlossen, auch niemand genötigt werden. Da Kirche für alle und das ganze Menschenleben da ist, muß sie sich aus einer Kirche der Gemeinde zu einer Kirche des Volkes entwickeln, wenn ihr auch diese Entwicklung nicht immer und nicht überall gelingt.

Bei uns in Österreich haben wir die Volkskirche und sind ihr verpflichtet, schon weil wir die Kindertaufe haben und noch lange

haben werden. Wir dürfen keinen der Getauften abschreiben, müssen uns um jeden kümmern, sei er noch so ferne. Christliche Familien werden ihre Kinder zu den Sakramenten und zu einem christlichen Leben führen. Selbst solche, die getauft sind, aber nicht praktizieren, haben oft christlichen Glauben und richten in vielem ihr Leben danach ein. *schwammig*

Die vom Ende der Volkskirche sprechen, übersehen weithin die Wirklichkeit des Glaubens in unserem Volk, aber auch, daß der Glaube nicht nur Tat des Menschen, sondern auch wesentlich Tat Gottes ist, Gnade. Für die Gnade aber muß nicht nur der einzelne offen sein, sondern auch die Kirche, und zwar für alle, wie Christus für alle gestorben und auferstanden ist.

Sicher ist ein ehrliches Beurteilen der kirchlichen Situation erforderlich, aber statt vom Ende der Volkskirche müßte man von einer Änderung der Volkskirche sprechen und so den Christen und der Kirche beim Hineinwachsen in die geänderten gesellschaftlichen Verhältnisse helfen.

Zu 2: Nicht die Gemeinde soll Forderungen stellen, sondern sie soll *für die Forderungen Gottes bereit* sein. Diese Forderungen an die Christen sind allgemein gültig, doch in der personalen, in der gruppen- und länderweisen und in der zeitlichen Verwirklichung verschieden – wie das Menschenleben verschieden ist, Leistungshöhen und Schwächen hat, wie seine Kultur verschieden ist, die soziale und gesellschaftliche Ausformung. Manche Forderungen sind Maximalforderungen, so die Zielforderungen, obwohl allen klar ist, daß die volle Verwirklichung nur selten möglich ist und die Vollendung Christus überlassen bleibt. Andere Forderungen sind Grenzforderungen, man kann sie kaum Maximalforderungen nennen, und sie erfordern im Falle der Verletzung immer wieder die Versöhnung in Christus.

Zusammenfassend: nicht die Gemeinde soll das Maß der Forderungen bestimmen, sondern auf der einen Seite Gottes Wort, auf der anderen die Möglichkeit des einzelnen. Es muß in der Gemeinde Platz sein für die Heiligen und für die Sünder. Die Gemeinde hat hier eine helfende Funktion.

Zu 3: Ich würde *das Sektenhafte nie Elite* nennen, wenn es auch oft viel Eifer zeigt.